



XVIII.

St. Martinsfest im Sarzerlande, ja das lob' ich mir! Von den Thürmen der St. Blasiiikirche in der Stadt hallen die schweren Klänge der Susanna gloriosa ernst und feierlich herüber, und die Glocken der anderen Kirchen geben ihnen die Begleitung. Vom Petersberge aber blasen sie den alten Choral herab, dessen gewaltige Säge die Menschen hinauslocken vor die Thüren ihrer Häuser: „Ein' feste Burg ist unser Gott, eine gute Wehr und Waffen.“ Heute giebt es keine Armen, denn die Aermsten erhalten durch milde Spende ihren Theil an den festlichen Freuden; heute giebt es keine Waisen, denn jede Hausfrau hat sich ein Waisenkind zur frohen Martinstafel eingeladen; keine Sorgen sind heute in der festlich ergriffenen Stadt, denn der Glanz der buntbemalten Lichter will von Sorgen und Werkeltagsmühen nichts wissen. Wo eine braungebratene Gans duftet auf dem festlich geschmückten Tische, — und in welchem Hause fehlte die heute? — da ver-

sammeln sich beim Scheine der bunten Kerzen die Anverwandten und Freunde, die aus weiter Ferne herbeigeeilt sind zu dem alten, unvergeßlichen Heimathfeste.

Wie die Städte, so feiern auch die kleinsten Dörfer den fröhlichen St. Martinstag. Sogar die kleine Glocke von Angerode mischt sich darein und macht mit ihrem Bimmelbammel einen ganz unchristlichen Spectakel, wie so ein kleiner Schreihals im Chor, der hinter den anderen hervorkräht, um zu zeigen, daß er auch da ist. Aber, 's ist seltsam, hier oben klingt's gar nicht so übel. Und die Menschen sind hier oben mindestens eben so fröhlich, als drunten in der Stadt; besonders wenn ein Bursch auf der Harmonika oder ein Schwarzkittel aus den Bergstädten auf der Bergmannszither ihnen eins auffpielt. Da fallen sie alle unwillkürlich mit ein und singen, gleichviel ob Harzfranken oder Harzsachsen, die alten Bergmannslieder: „Der grüße Rienig lebt“ und „Klick auf Ihr Barkleit, jung un alt, Seid frisch un wohlgemuth!“ Das ist St. Martinstag!

Wöcht' wohl wissen, was er bedeutet haben mag ursprünglich, ehe die Wageichen drunten im Lande und mit ihnen der Vorväter Bräuche fielen! Hab' herumgefragt in den Bergen bei Hirten und Köhlerseuten; es wußt's aber Niemand mehr. Henze Hebe-
streit meint, in Walkenried sei ein Mönch gewesen, der habe seinem Urgroßvater gesagt, daß die Martinsgans

eigentlich ein Schwan sein müsse, denn in alten Büchern stünde so zu lesen. „Aber das ös jo dommes Reich; welcher Minsch ward denn en Schwan essen wullen? Es ward wol nech en Schwan, sonnern en Schwein gewasen sei. Denn das schlachten mer noch ezunder zo Martin.“ „Wie oft habe ich Ihnen schon gesagt, Hebestreit,“ meint dagegen der Herr Kantor Saalborn, „daß es nicht ein Schwein, sondern ein Schwan war! Die Sache ist nämlich die, mein junger Freund,“ — und dabei schiebt der Herr Kantor seine Brille zurecht — „daß der heilige Martin nichts anderes ist, als der Nachfolger des altdeutschen Göttervaters Freyr oder Froh. Dem Freyr war als Lichtgott alles Weiße heilig, und deßhalb opferte man ihm weiße Rosse und weiße Schwäne, die ja um diese Zeit sehr zahlreich über das Gebirg gezogen kamen. Später, als die Schwäne seltener wurden, trat dann an ihre Stelle die Gans, und an die Stelle des Freyr trat mit der Einführung des Christenthums der heilige Martinus. So hat sich denn der Gebrauch der Martinsgans und das Anzünden der bunten Lichter allein von dem altgermanischen Dienste der Lichtgottheit erhalten; denn im Schmausen sind unsere Harzer heute noch so stark, wie vor Jahrtausenden.“ Und damit wendet sich der Herr Kantor lächelnd dem Hofe zu.

„Das full woll sei!“ meint Hebestreit und humpelt hinterdrein. —

„Nun, Kinder, habt Ihr Euch denn auch Alle hübsch gewaschen?“

„Jawoll, gun Dag of, Herr Kantor.“

„Laß einmal Deine Hände sehen, Wieschen Kühn-
mund. So, das ist brav, mein Kind! Wenn man
auch arm ist, so kann man doch reinlich und sauber
sein! — Du mußt natürlich mit schwarzen Händen
kommen, Dorchchen Schellbohm! Wenn Dein Vater
auch ein Köhler ist, die Hände kannst Du deswegen
doch sauber halten! So, geh hin und wasche sie Dir
bei Frau Lene! — Ah, guten Tag auch, liebes Fräulein
Mariechen; 's ist doch hübsch, daß Sie meine Kleinen
nicht verlassen am St. Martinstage!“

„Aber wie werde ich denn, Herr Kantor! — Nun,
Kinder, kennt Ihr Euer Liedchen vom vorigen Jahre noch?“

„Jawoll, gnädig Fräulchen.“ Und damit gaben
sich die Kleinen, Mädels und Buben, die Hand zum
Rosenreigen, den sie in lustiger Weise sangen, während
sie Marie und den glückstrahlenden alten Lehrer um-
tanzten:

„Märten, Märten, Bögelfen,
Met din vergoldet Flögelfen,
Fleg so wit bet öbern Rhin;
Güte is et Martin,
Schlachten wi en fettes Schwin;

Nimmt das keine Pöstelken
 Un maht uns frische Wöstelken.
 Marieken, Marieken, maht apen de Dör,
 Dor stahn en paar arme Schölekens vör!
 Simmeling, Simmeling, Rosenblatt,
 Schöne Stadt,
 Schöne Zimfern gest uns wat."

Marie warf nach der alten Sitte des Martins-
 abends aus ihrer Schürze eine Hand voll Äpfel unter
 die jauchzende kleine Schaar, die darüber hertorkelte, und
 theilte dann jedem Kinde oder dessen Mutter die zu-
 gedachten Geschenke und ein paar bunte Lichtlein zu.
 Und so zog die Freude mit buntem Lichterscheine in
 jede Hütte ein am St. Martinsabend. Aber am
 schönsten und feierlichsten hallte sie im Herzen des alten
 Kantor wieder, der jetzt, nachdem das Geläute der
 Dorfglocke verstummt und die vom Thurme kommenden
 Burschen ihm zum Bälgetreten in die Kirche gefolgt
 waren, das volle Werk der Orgel dahinbrausen ließ in
 den mächtigen Säzen des gewaltigen Chorales, den sie
 an diesem Tage ringsum im alten Harzlande singen:
 „Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Durch die offene Kirchenthür drang es herüber zu
 den spielenden Kleinen auf dem Hofe, die sich um
 Marie scharten und mit ihren Kinderstimmen einfielen
 in die liebvertrauten Strophen. Und Marie selbst —
 ihr war, sie wußte nicht wie — stimmte leis mit ein:

„Mit unsrer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald verloren!“ — Erhebende Weise des Orgelbrausens, beseligender Friede des schönen Festes! Wie düster muß es in einem Menschenherzen aussehen, das sich Dir entzieht!

Auf irren Pfaden auf fremdem Gebiete, die Waffe schußbereit zum Raube wie zur Wehr — was scheert den Wilddieb der Lichterschein und Orgelklang!

Ueber ihm drohen das Blinken des Abendsternes, das ist's, das ihn lockt, und das Schreien der Hirsche im herbstlichen Walde. Wie oft haben sie den Leichmüller Borntträger erwischt beim verbotenen Waidwerke! Was hat's geholfen! Sie haben ihn eingesperrt; er hat's Wildern verflucht, das ihn zum Genossen von Dieben und Betrügern machte, — denn er hat seintag keinen Menschen bestohlen oder betrogen, als die Forstherren — aber sobald er frei kam, ging das Wild dieben wieder an. Paßten sie ihm im Preussischen zu scharf auf die Finger, so ging er in's Braunschweigische, bis seine Hünengestalt im ganzen Oberharze bekannt war. Die Strafen wurden schärfer und schärfer; was half's, als daß der Leichmüller immer trotziger wurde! Seine linke Wange wies eine breite rothe Narbe auf, und auf dem rechten Bein humpelte er ein wenig; alte Denktettel, die ihm königlich preussische Försterkugeln hinterlassen hatten. Was hatten sie geholfen, als daß

der Rothe mit den Zähnen knirschte, sobald er einen Grünrock sah, und nur noch verschlagener, entschlossener und jagdwüthiger geworden war!

Wenn der Spätherbst kam und die Hochzeitstänze des Wildes begannen, dann durchzuckte es ihn wie ein Taumel und er war nicht zu halten und zu bändigen, er mußte hinauf auf die Brunstplätze, koste es, was es wolle.

Freilich, wer's Jagen kennt, wird es verstehen!

Da liegt die Wiese so still im Walde; kein Laut hörbar, als das Zwitschern der Meisen, die in den Baumkronen aus ihrer Ruhe aufgeschreckt sind. Leichte Nebelschleier über dem Grase, das Licht des Tages stirbt leise dahin. Da knack't's im Gebüsch und tritt heraus, eins, zwei, und noch eins, vier, fünf Stück Wilpret. Vom Balbsaume drüben ein langgezogener Schrei, der mit einigen kurzen, rauhen Tönen schließt — es ist ein Behnender, der mit aufgeblasenem Leibe und weit vorgestreckter Halsung heraustritt und sich dem Rudel nähert. Ein Kapitalkerl, wie er dasieht, wilden Ansehens, mit dicker und langer Mähne am Halse, bereits dunkelfarbig, — ganz schwarz wie wir Jäger sagen — das hohe Geweih in weißen Enden die blitzende Krone tragend. Das Wilpret nähert sich ihm zutraulich, da meldet sich mit wildem Schrei der Platzhirsch und jagt in mächtigen Sätzen, das schwere Geweih zum Kampfe

gesenkt, die Lichter vor Zorn unterlaufen, auf den Gegner los. Wetter auch, welch ein Waffengang! Wie sie die zähen Sehnen stemmen und mit den Kronen ringen, um eine Blöße für den tödlichen Stoß der Augensprossen zu gewinnen! Die Schläge der kernigen Geweihe hallen durch den abendstillen Forst wie das Wehen gebundener Klingen, und das Rudel bildet den Umstand zu diesem Kampfe auf Tod und Leben. Ein Gabelhirsch steht im Hintergrunde und blickt unverwandt dem stolzen Schauspieler zu. Auch für ihn kommt einst die Zeit des Kampfes, und — wer weiß, am Ende nimmt die Geschichte da vor ihm für beide Kämpfer einen schlimmen Ausgang, und er gewinnt auf diese Weise Amt und Würden bei dem verwittweten Wilpret! Heißt das, bis ihn ein stärkerer Hirsch verdrängt!

„Du wärst mer su racht en saftiger Braten!“ denkt sich der Leichmüller, der sich eben unhörbar wie ein Fuchs unter dem Winde angebirscht hat und das Schloß der Büchse absticht. Aber in demselben Augenblicke jagen die Kämpfenden an ihm vorüber. Der Zehrender ist abgeschlagen und der starke Plathirsch — es ist der „feiste Bauer“, wie der Wildddieb schmunzelnd bemerkt — spricht ihn, von der Verfolgung abstehend und sich zum Rudel zurückwendend, noch einmal wüthend an. Da nimmt ihn der Wildschütz

fein auf's Korn; ein Druck, ein Knall, und der stolze Sieger bricht zusammen.

Der Rothe schlüpft vorsichtig aus dem Gebüsch. Er späht; es ist Alles still. Der Hirsch schlägt im Verenden und röchelt. Hinter dem Blatte sitzt die Kugel, mitten im Herzen. Der Wilddieb tritt hinter das verendende Wild und giebt ihm mit dem langen Messer den Fangstoß. Noch ein Versuch des Hirsches, das schwere Haupt zu heben, ein paar Schläge der Läufe, ein Röcheln des entfliehenden Athems, und die Lichter, die so oft über die grüne Pracht des Wäldermeeres geäugt haben, brechen. Es ist vorbei.

Bornträger lehnt die Büchse an ein Tannenbäumchen und beginnt den Hirsch zu zerwirken; da knackt hinter ihm der Hahn einer Büchse, und wie er sich umsieht, steht der Oberförster von Ebersdorf hinter ihm, die Hand am Abzuge.

„Messer weg, Bornträger, und Hände hoch! Oder ich schieße Euch nieder!“

Der Wilddieb, welcher Alles schnell erwogen, zwingt den Born nieder, der beim Anblicke seines Todfeindes in ihm aufwallt, und entgegnet kaltblütig, indem er sich langsam aufrichtet:

„Schießen Sie man; lassen Sie mich halt naben mei Christel verscharren, de Eiere verfluchte Brut

onger de Urde bracht hött. Aber ladern Se nech dernaben, oder Gottstrami — —"

„Legt das Messer weg, Bornträger! Wir haben hier nicht zu rechten und zu schlichten.“

„Nech? No gucke, ech denke gerade wir un grade dahier! San Se ege den Muth nech, mich niederzofnallen? Ja, ju'n armes Mägen zo verschandiren, das ös leichter, gelle?“

Der Oberförster bebt am ganzen Leibe. Der Born droht ihn zu übermannen; doch auch in dem Rothen ist aller Haß, den er in den letzten Wochen gewaltig zurückgedrängt hatte, aufgelodert. Mit einem Hiebe hat er, ehe es sich der Alte versah, dem Oberförster die Büchse fortgeschlagen; das abgestochene Schloß geht los, und die Kugel schlägt drüben in eine Fichte. Weiter sieht der alte Waidmann nichts mehr; ein Schleier deckt seine Augen, und als sie sich noch einmal öffnen, steht der Wilddieb über ihn gebeugt und starrt, das lange Messer noch in der Hand, entsetzt auf die blutige That. Er hat's nicht gewollt und weiß selbst nicht, wie das Unfaßbare so schnell geschehen. Der Mann, der ihm so oft die Büchse entwunden, den er bei ruhigem Blute nicht zu tödten vermocht hat, da liegt er entseelt zu des Rothen Füßen, und das Licht des Mondes fällt in seine brechenden Augen.

Bornträger steht noch immer und hält die Hand des Todten, seine Rechte gleitet leise über die starren Augen des Erstochenen, und aller Haß, den er zeitlebens gegen den alten Waidmann empfunden, schwindet aus seinem Herzen, wie die Wärme aus der bleichen Hand, die in der seinen ruht. Er sieht den Förster Hammermann, der den Oberförster begleitet hatte, am Rande des Waldsaumes sich herانبirsen; doch er rührt sich nicht und denkt an kein Entfliehen, kein Vertheidigen. Schweigend reicht er dem Förster die Hände zum Fesseln dar und läßt sich abführen. Am Wege treffen sie auf einen Holzhauer. Bornträger er bietet sich selbst, mit dem Manne die Leiche heimzutragen. Sie stellen aus jungen Bäumen eine Bahre her, breiten die Büchsen und Zweige darüber und legen den kalten Leichnam darauf. Die Männer heben die Bahre auf ihre Schultern. Der Förster hat Bornträger die Hände auf dem Rücken gefesselt und hält das Ende des Strickes fest in Händen. Bald erreichen sie den Weg. Der Mond bricht mit vollem Lichte durch den düstern Wolkenschleier, und drunten am Thalmunde leuchten die Martinsfeuer. So hält der alte Waidmann seinen letzten Einzug in das Haus, in dem er sein Glück begründet und verloren, stumm und bleich, ein Opfer seiner Pflicht.